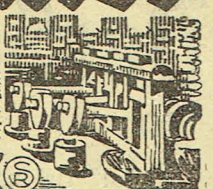


Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 18. — Sonntag, den 29. April 1934.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 u. Nr. 3243.

Fortgang der Arbeitsschlacht in Schlettau

Wie wir in der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in Nr. 76 und 87 bereits berichteten, ist mit den Zschopaueregulierungsarbeiten unterhalb Schlettaus begonnen worden. Dem Beschauer, der, von Schlettau kommend, sich der Baustelle nähert, bietet sich schon von weitem ein Bild reger Arbeit. Von der Brücknerschen Pappfabrik bis fast zum Talschlößchen ist mit der Ausschachtung des neuen Flußlaufes begonnen worden und die lange Reihe des außerhalb der Baubreiten gelagerten Rasen-Haufen läßt jetzt schon den Laien Lauf und Richtung des neuen Flußbettes erkennen. Die gesamte Baustrecke ist zirka 1700 Meter lang, beginnt kurz vor der Einmündung der „Roten Pfüge“ und endet dicht vor der Brücknerschen Pappfabrik. Die Herren der ausführenden Firma, der Bauhütte Zwickau, haben sich jedoch aus wasserbautechnischen Gründen entschlossen, vorerst die Baustrecke von der Brücknerschen Pappfabrik bis zum Einlaßschützen des Betriebsgrabens in einem Zuge fertigzustellen. (Die Bauleitung liegt in den Händen des Herrn Bauführers Otto. Die Belegschaft zerfällt in mehrere Kolonnen, die den Herren Schachtmeister Langer, Gerber und Viehweg-Buchholz unterstellt sind. Mit der staatlichen Bauoberaufsicht ist das Straßen- und Wasserbauamt Annaberg beauftragt und wird von Herrn Bauführer Markl ausgeübt.) Das durch die Talniederung in zahlreichen Windungen sich hinziehende Flußbett wird unter teilweiser Benützung des alten Laufes begradigt, vertieft und verbreitert. Das neue Bett, für welches bereits vom Bauende aufwärts die Erdarbeiten fertiggestellt sind, besteht aus einer Mittelwasserrinne von 4,40 bis 5,60 Meter Sohlenbreite und 0,70 Meter Tiefe

und einem i. M. 13 Meter breiten und 0,90 Meter tiefen, über der Mittelwasserrinne liegenden Hochwasserbett. Soweit der neue Lauf nicht 1,60 m tief im Gelände eingeschnitten ist, werden Dämme zur Verhinderung von Ausuferungen errichtet. Die Böschungen und Vorländer

werden mit Rasen bedeckt, soweit erforderlich auch abgepflastert. Auch die Sohle erhält im Bedarfsfalle Pflasterfischerung, teilweise auch nur eine Festlegung mit Mörtelmauerschwellen. Es sind schon Stimmen laut geworden, welche meinen, daß durch die Begradigung und Regulierung der Zschopau wieder ein Stück heimatlicher Romantik verloren gehen werde. Dies ist jedoch nicht zu befürchten, da sich die grünen Böschungen des neuen Flußlaufes bestimmt der typisch erzgebirgischen Landschaft des Zschopautales anpassen. Die Zahl der benötigten Arbeitstagewerke ist auf zirka 15 000 errechnet worden und sollen als Notstandsarbeiten nach dem Reinhardt-Programm geleistet werden. Die Belegschaftsstärke beträgt jetzt schon 85 Mann, doch wird diese Zahl nach Fortschreiten der Arbeiten nach und nach erhöht werden. Vielen der auf diesem Bau beschäftigten Volksgenossen werden nach langen Jahren der Arbeitslosigkeit die ersten Arbeitstage recht sauer geworden sein, doch ist ja allgemein bekannt, daß der Erzgebirgler ein guter Arbeiter ist und sich in kürzester Zeit wieder an eine regelmäßige Arbeitsleistung gewöhnen wird, zumal wenn er weiß, daß die Finanzierung dieser Notstandsbauten nur unter schwersten Opfern der zuständigen Gemeinden und des Staates ermöglicht worden ist. So hoffen wir denn, daß auch die Belegschaft dieses Baues, gleich ihren Volksgenossen im ganzen Reiche, freudigen Herzens und mit festem Vertrauen auf unseren Führer am 1. Mai unter den Fahnen des neuen Deutschlands für ein siegreiches Ende der zweiten Arbeitsschlacht marschieren werden.

F. O.

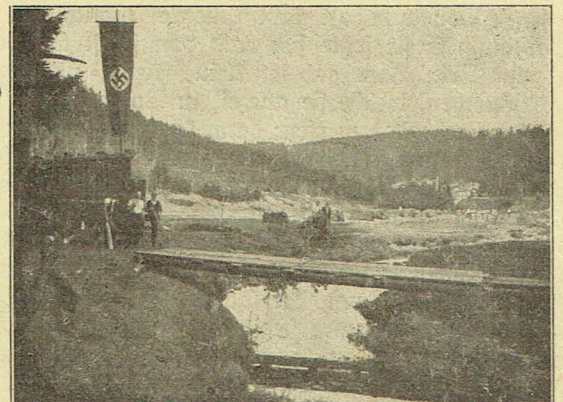


Bild oben: Die alte Zschopau.

Bild unten: Das neue Flußbett im Bau.



Bild oben: Die Bauleitung (4 Mann von links obere Reihe) mit ihrer Schachtkolonne.

Bild unten: Die Steinbruchkolonne.

Der Schimmelreiter

10

Von Theodor Storm

„So!“ rief nach einer Weile die Alte; „jezt ist es genug; und sitzen kannst du auch noch heut' auf ihm; vielleicht hat dein Vater ihn auch nur um deshalb totgeschlagen!“ Dann hob sie das Kind an beiden Armen in die Höhe und setzte es derb auf den Schemel nieder. Da es aber stumm und unbeweglich sitzen blieb und sie nur immer ansah, begann sie mit dem Kopfe zu schütteln: „Du straffst ihn, Gott der Herr! Ja, ja, du straffst ihn!“ murmelte sie; aber ein Erbarmen mit dem Kinde schien sie doch zu überkommen; ihre knöcherne Hand strich über das dürftige Haar deselben, und aus den Augen der Kleinen kam es, als ob ihr damit wohl geschehe.

Von nun an kam Wienke täglich zu der Alten in die Kammer; sie setzte sich bald von selbst auf den Angoraschemel, und Trin' Jans gab ihr kleine Fleisch- und Brostüchchen in ihre Händchen, welche sie allezeit in Vorrat hatte, und ließ diese auf den Fußboden werfen; dann kam mit Getreisch und ausgespreizten Flügeln die Möwe aus irgendeinem Winkel hervorgeschossen und machte sich darüber her. Erst erschrak das Kind und schrie auf vor dem großen stürmenden Vogel; bald aber war es wie ein eingelerntes Spiel, und wenn sie nur ihr Köpfchen durch den Türspalt steckte, schoß schon der Vogel auf sie zu und setzte sich ihr auf Kopf oder Schulter, bis die Alte ihr zu Hilfe kam und die Fütterung beginnen konnte. Trin' Jans, die es sonst nicht hatte leiden können, daß einer auch nur die Hand nach ihrem „Claus“ ausstreckte, sah jezt geduldig zu, wie das Kind allmählich ihr den Vogel völlig abgewann. Er ließ sich willig von ihr haschen; sie trug ihn umher und wickelte ihn in ihre Schürze, und wenn dann auf der Werfte etwa das gelbe Hündlein um sie herum und eifersüchtig gegen den Vogel aufsprang, dann rief sie wohl: „Nicht du, nicht du, Perle!“ und hob mit ihren Armen die Möwe so hoch, daß diese, sich selbst befreiend, schreiend über die Werfte hinslog und statt ihrer nun der Hund durch Schmeicheln und Springen den Platz auf ihren Armen zu erobern suchte.

Fielen zufällig Hauke's oder Elke's Augen auf dies wunderliche Vierblatt, das nur durch einen gleichen Mangel am selben Stengel festgehalten wurde, dann flog wohl ein zärtlicher Blick auf ihr Kind; hatten sie sich gewandt, so blieb nur noch ein Schmerz auf ihrem Antlitz, den jedes einsam mit sich von dannen trug, denn das erlösende Wort war zwischen ihnen noch nicht gesprochen worden. Da eines Sommervormittages, als Wienke mit der Alten und den beiden Tieren auf den großen Steinen vor der Scheunentür saß, gingen ihre beiden Eltern, der Deichgraf seinen Schimmel hinter sich, die Zügel über dem Arme, hiervorüber; er wollte auf den Deich hinaus und hatte das Pferd sich selber von der Fenne heraufgeholt; sein Weib hatte auf der Werfte sich an seinen Arm gehängt. Die Sonne schien warm hernieder; es war fast schwül, und mitunter kam ein Windstoß aus Südsüdost. Dem Kinde mochte es auf dem Platze unbehaglich werden: „Wienke will mit!“ rief sie, schüttelte die Möwe von ihrem Schoß und griff nach der Hand ihres Vaters.

„So komm!“ sagte dieser.

— Frau Elke aber rief: „In dem Wind? Sie fliegt dir weg!“

„Ich halt' sie schon; und heut' haben wir warme Luft und lustig Wasser, da kann sie's tanzen sehen.“

Und Elke lief ins Haus und holte noch ein Tüchlein und ein Rappchen für ihr Kind. „Aber es gibt ein Wetter“ sagte sie; „macht, daß ihr fortkommt, und seid bald wieder hier!“

„Hauke lachte: „Das soll uns nicht zu fassen friegen!“ und hob das Kind zu sich auf den Sattel. Frau Elke blieb noch eine Weile auf der Werfte und sah, mit der Hand ihre Augen beschattend, die beiden auf den Weg und nach dem Deich hinübertragen; Trin' Jans saß auf dem Stein und murmelte Unverständliches mit ihren welken Lippen.

Das Kind lag regungslos im Arm des Vaters; es war, als atme es beklommen unter dem Druck der Gewitterluft; er neigte den Kopf zu ihr: „Nun, Wienke?“ frug er.

Das Kind sah ihn eine Weile an: „Vater!“ sagte es, „du kannst das doch! Kannst du nicht alles?“

„Was soll ich können, Wienke?“

Aber sie schwieg; sie schien die eigene Frage nicht verstanden zu haben.

Es war Hochflut; als sie auf den Deich hinaufkamen, schlug der Widerschein der Sonne von dem weiten Wasser ihr in die Augen, ein Wirbelwind trieb die Wellen strudelnd in die Höhe, und neue kamen heran und schlugen klatschend gegen den Strand; da klammerte sie ihre Händchen angstvoll um die Faust ihres Vaters, die den Zügel führte, daß der Schimmel mit einem Satz zur Seite fuhr. Die blaßblauen Augen sahen in wirrem Schreck zu Hauke auf: „Das Wasser, Vater! das Wasser!“ rief sie.

Aber er löste sich sanft und sagte: „Still, Kind, du bist bei deinem Vater; das Wasser tut dir nichts!“

Sie strich sich das fahlblonde Haar aus der Stirn und wagte es wieder, auf die See hinauszusehen. „Es tut mir nichts“, sagte sie zitternd; „nein, sag', daß es uns nichts tun soll; du kannst das, und dann tut es uns auch nichts!“

„Nicht ich kann das, Kind“, entgegnete Hauke ernst; „aber der Deich, auf dem wir reiten, der schützt uns, und den hat dein Vater ausgedacht und bauen lassen.“

Ihre Augen gingen wider ihn, als ob sie das nicht ganz verstünde; dann barg sie ihr auffallend kleines Köpfchen in dem weiten Rocke ihres Vaters.

„Warum versteckst du dich, Wienke?“ raunte er ihr zu; „ist dir noch immer bange?“ Und ein zitterndes Stimmchen kam aus den Falten des Rockes: „Wienke will lieber nicht sehen; aber du kannst doch alles, Vater?“

Ein ferner Donner rollte gegen den Wind herauf. „Hoho?“ rief Hauke, „da kommt es!“ und wandte sein Pferd zur Rückkehr. „Nun wollen wir heim zur Mutter!“

Das Kind tat einen tiefen Atemzug; aber erst, als sie die Werfte und das Haus erreicht hatten, hob es das Köpfchen von seines Vaters Brust. Als dann Frau Elke ihr im Zimmer das Tüchlein und die Kapuze abgenommen hatte, blieb sie wie ein kleiner stummer Regler vor der Mutter stehen. „Nun, Wienke“, sagte diese und schüttelte sie leise, „magst du das große Wasser leiden?“

Aber das Kind riß die Augen auf: „Es spricht“, sagte sie; „Wienke ist bange!“

— „Es spricht nicht; es rauscht und toset nur!“

Das Kind sah ins Weite: „Hat es Beine?“ frug es wieder: „kann es über den Deich kommen?“

— „Nein, Wienke; dafür paßt dein Vater auf, er ist der Deichgraf.“

„Ja“, sagte das Kind und klatschte mit blödem Lächeln in seine Händchen; „Vater kann alles — alles!“ Dann plötzlich, sich von der Mutter abwendend, rief sie: „Laß' Wienke zu Trin' Jans, die hat rote Äpfel!“

Und Elke öffnete die Tür und ließ das Kind hinaus. Als sie dieselbe wieder geschlossen hatte, schlug sie mit einem Ausdruck des tiefsten Grams die Augen zu ihrem Manne auf, aus denen ihm sonst nur Trost und Mut zu Hilfe gekommen war.

Er reichte ihr die Hand und drückte sie, als ob es zwischen ihnen keines weiteren Wortes bedürfe; sie aber sagte leis: „Nein, Hauke, laß mich sprechen: das Kind, das ich nach Jahren dir geboren habe, es wird für immer ein Kind bleiben. O lieber Gott! es ist schwachsinzig; ich muß es einmal vor dir sagen.“

„Ich wußte es längst“, sagte Hauke und hielt die Hand seines Weibes fest, die sie ihm entziehen wollte.

„So sind wir denn doch allein geblieben“, sprach sie wieder.

Aber Hauke schüttelte den Kopf: „Ich hab' sie lieb, und sie schlägt ihre Armechen um mich und drückt sich fest an meine Brust; um alle Schätze wollt ich das nicht missen!“

Die Frau sah finster vor sich hin: „Aber warum?“ sprach sie, „was hab' ich arme Mutter denn verschuldet?“

„Ja, Elke, das hab ich freilich auch gefragt, den, der allein es wissen kann; aber du weißt ja auch, der Allmächtige gibt den Menschen keine Antwort — vielleicht, weil wir sie nicht begreifen würden.“

Er hatte auch die andere Hand seines Weibes gefaßt und zog sie sanft zu sich heran: „Laß dich nicht irren, dein Kind, wie du es tust, zu lieben; sei sicher, das versteht es!“

Da warf sich Elke an ihres Mannes Brust und weinte sich satt und war mit ihrem Leid nicht mehr allein. Dann plötzlich lächelte sie ihn an; nach einem heftigen Händedruck lief sie hinaus und holte sich ihr Kind aus der Kammer der alten Trin Jans, und nahm es auf ihren Schoß und hätschelte und küßte es, bis es stammelnd sagte: „Mutter, meine liebe Mutter!“

* * *

So lebten die Menschen auf dem Deichgrafshofe still beisammen; wäre das Kind nicht dagewesen, es hätte viel gefehlt.

Allmählich verfloß der Sommer; die Zugvögel waren durchgezogen, die Luft war leer vom Gesang der Lerchen! Nur vor den Scheunen, wo sie beim Dreschen Körner pückten, hörte man hier und da einige kreischend davonschweben; schon war alles hart gefroren. In der Küche des Haupthauses saß eines Nachmittags die alte Trin Jans auf der Holzstufe einer Treppe, die neben dem Feuerherd nach dem Boden lief. Es war in den letzten Wochen, als sei sie aufgelebt; sie kam jetzt gern einmal in die Küche und sah Frau Elke hier hantieren; es war keine Rede mehr davon, daß ihre Beine sie nicht hätten dahin tragen können, seit eines Tages klein Wientke sie an der Schürze hier heraufgezogen hatte. Jetzt kniete das Kind an ihrer Seite und sah mit seinen stillen Augen in die Flammen, die aus dem Herdloch aufflackerten; ihr eines Händchen flammerte sich an den Armel der Alten, das andere lag in ihrem eigenen fahlblonden Haar. Trin Jans erzählte: „Du weißt,“ sagte sie, „ich stand in Dienst bei deinem Urgroßvater, als Hausmagd, und dann mußte ich die Schweine füttern; der war klüger als sie alle — da war es, es ist grausam lange her, aber eines Abends, der Mond schien, da ließen sie die Haffschleuse schließen, und sie konnte nicht wieder zurück in See. Oh, wie sie schrie und mit ihren Fischhänden sich in ihre harten struppigen Haare griff! Ja, Kind, ich sah es und hörte sie selber schreien! Die Gräben zwischen den Fennen waren alle voll Wasser und der Mond schien darauf, daß sie wie Silber glänzten, und sie schwamm aus einem Graben in den andern und hob die Arme und schlug, was ihre Hände waren, aneinander, daß man es weithin klatschen hörte, als wenn sie beten wollte; aber Kind, beten können diese Kreaturen nicht. Ich saß vor der Haustür auf ein paar Balken, die zum Bauen angefahren waren, und sah weithin über die Fennen; und das Wasserweib schwamm noch immer in den Gräben, und wenn sie die Arme aufhob, so glitzerten auch die wie Silber und Demanten. Zuletzt sah ich sie nicht mehr, und die Wildgänse und Möwen, die ich all die Zeit nicht gehört hatte, zogen wieder mit Pfeifen und Schnattern durch die Luft.“

Die Alte schwieg; das Kind hatte ein Wort sich aufgefangen: „Konnte sie beten?“ frug sie. „Was sagst du? Wer war es?“

„Kind,“ sagte die Alte, „die Wasserfrau war es; das sind Undinger, die nicht selig werden können.“

„Nicht selig!“ wiederholte das Kind, und ein tiefer Seufzer, als habe sie das verstanden, hob die kleine Brust.

„Trin Jans!“ kam eine tiefe Stimme von der Küchentür, und die Alte zuckte leicht zusammen. Es war der Deichgraf Hauke Haien, der dort am Ständer lehnte: „Was redet Sie dem Kinde vor? Hab ich Ihr nicht geboten, Ihre Mären für sich zu behalten oder sie den Gänsen und Hühnern zu erzählen?“

Die Alte sah ihn mit einem bösen Blick an und schob die Kleine von sich fort: „Das sind keine Mären,“ murmelte sie in sich hinein, „das hat mein Großohm mir erzählt.“

„Ihr Großohm, Trin? Sie wollte es ja eben selbst erlebt haben.“

„Das ist egal,“ sagte die Alte; aber Ihr glaubt nicht, Hauke Haien; Ihr wollt wohl meinen Großohm noch zum Lügner machen!“ Dann rückte sie näher an den Herd und streckte die Hände über die Flammen des Feuerlochs.

Der Deichgraf warf einen Blick gegen das Fenster; draußen dämmerte es noch kaum. „Komm, Wientke!“ sagte er und zog sein schwachsinziges Kind zu sich heran; „komm mit mir, ich will dir draußen vom Deich aus etwas zeigen! Nur müssen wir zu Fuß gehen; der Schimmel ist beim Schmied.“ Dann ging er mit ihr in die Stube und Elke band dem Kinde dicke wollene Tücher um Hals und Schultern; und bald darauf ging der Vater mit ihr auf dem alten Deiche nach Nordost hinauf, Jevernsand vorbei, bis wo die Watten breit, fast unübersehbar wurden.

Bald hatte er sie getragen, bald ging sie an seiner

Hand; die Dämmerung wuchs allmählich; in der Ferne verschwand alles in Dunst und Duft. Aber dort, wohin noch das Auge reichte, hatten die unsichtbar schwellenden Wattströme das Eis zerrissen, und, wie Hauke Haien es in seiner Jugend einst gesehen hatte, aus den Spalten stiegen wie damals die rauchenden Nebel, und daran entlang waren wiederum die unheimlichen närrischen Gestalten und hüpfen gegeneinander und dienerten und dehnten sich plötzlich schreckhaft in die Breite.

Das Kind flammerte sich angstvoll an seinen Vater und deckte dessen Hand über sein Gesichtlein: „Die Seeteufel!“ raunte es zitternd zwischen seine Finger: „die Seeteufel!“

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Wientke, weder Wasserweiber noch Seeteufel; so etwas gibt es nicht; wer hat dir davon gesagt?“

Sie sah mit stumpfem Blicke zu ihm herauf; aber sie antwortete nicht. Er strich ihr zärtlich über die Wangen: „Sieh nur wieder hin!“ sagte er, „das sind nur arme hungrige Vögel! Sieh nur, wie jetzt der große seine Flügel breitet; die holen sich die Fische, die in die rauchenden Spalten kommen.“

„Fische,“ wiederholte Wientke.

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

Ludwig Richter

Zum Gedächtnis des vor 50 Jahren am 19. Juni 1884 verstorbenen deutschen Malers und Künstlers.



Der Lenz ist angekommen,
Habt ihr es nicht vernommen?
Es singen's euch die Vögelein,
Es sagen's euch die Blümelein,
Der Lenz ist angekommen.

Bilder aus aller Welt



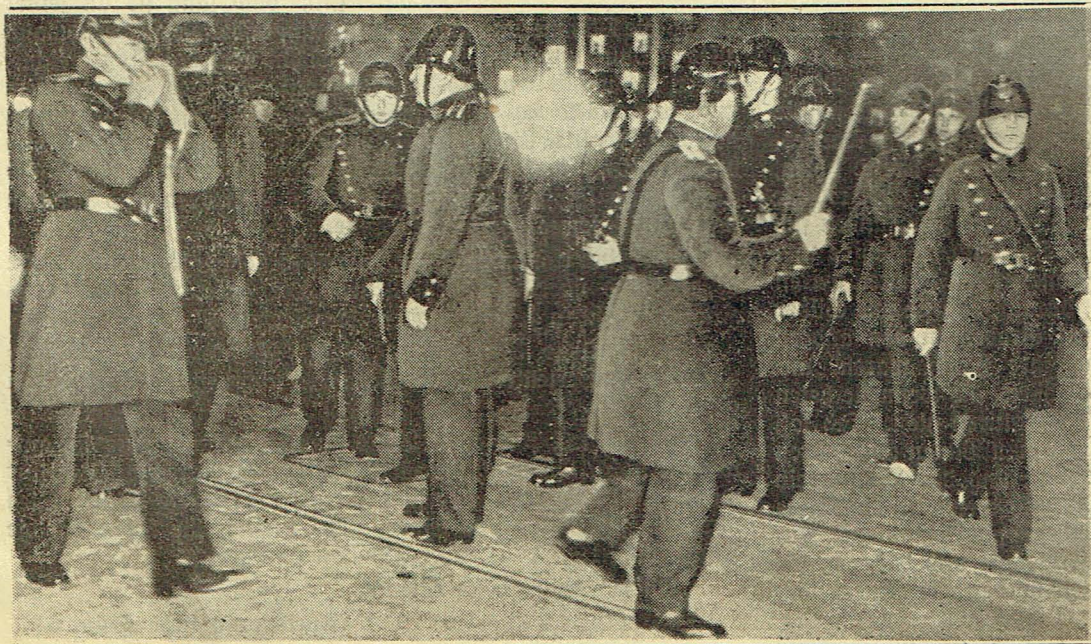
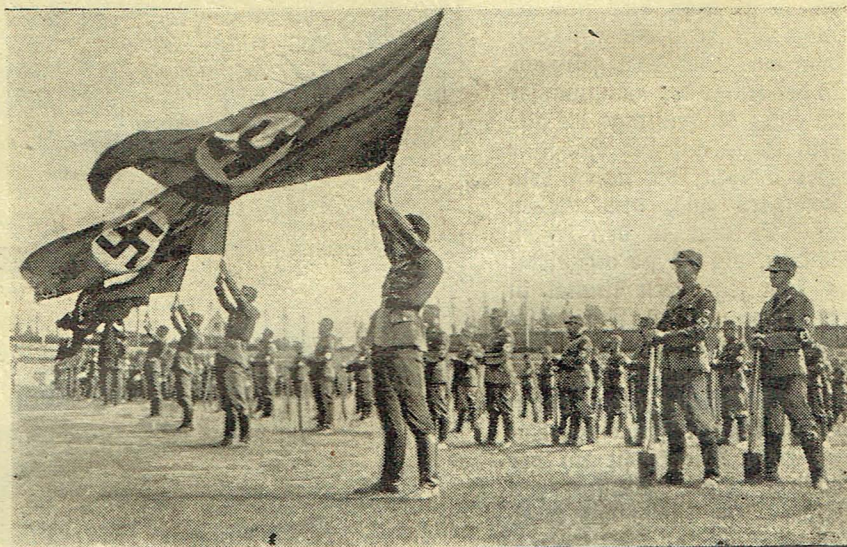
Eine Kameradschafts- hochzeit des Arbeitsdienstes

In Heidelberg feierte eine große Zahl von Arbeitsdienstwilligen eine gemeinsame Hochzeit. Wie man auf nebenstehendem Bilde sieht, bildeten Kameraden des Arbeitsdienstes mit geschultertem Spaten Spalier.



Der Arbeitsdienst auf der Arbeitschau

Auf der Ausstellung „Deutsches Volk — Deutsche Arbeit“ in Berlin ist auch der Arbeitsdienst mit einem Lager vertreten.



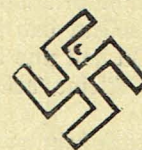
Die Unruhen in Kopenhagen

Nebenstehend das erste Originalbild von den schweren nächtlichen Zusammenstößen, die sich als Folge des Seeleutestreiks in Kopenhagen ereignet haben. An verschiedenen Stellen der Stadt wurden Barrikaden errichtet, die von der Polizei im Sturm genommen werden mußten.



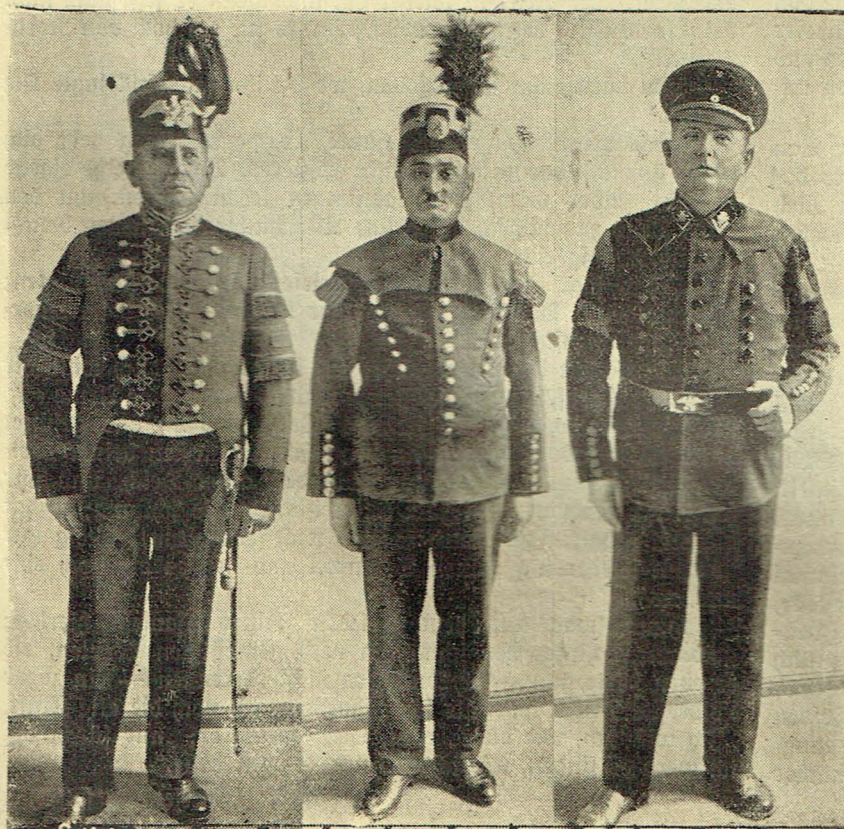
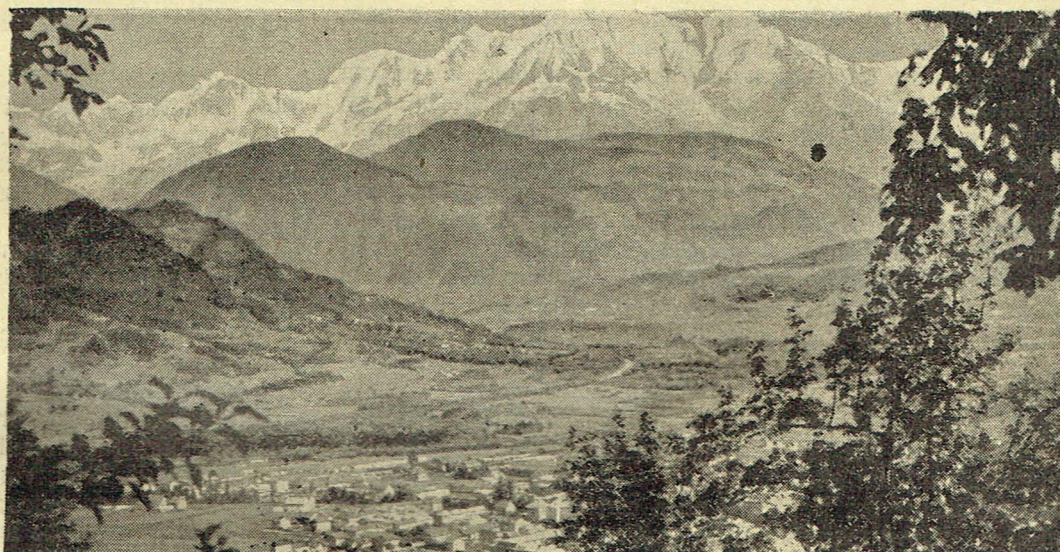
Eine Postkarte zum 1. Mai 1934

Aus Anlaß des Feiertages der nationalen Arbeit am 1. Mai gibt die Reichspost die nebenstehend abgebildete Postkarte heraus.



Ein Tunnel durch den Montblanc

Zwischen Frankreich, Italien und der Schweiz haben Verhandlungen stattgefunden, die sich mit dem Bau eines Eisenbahntunnels durch das Montblancmassiv beschäftigen. Der Tunnel soll bei Chamonix beginnen und auf der Südseite im Tal von Aosta münden. Seine Länge würde 12 Kilometer betragen, die Kosten sind auf etwa 50 Millionen Mark veranschlagt. Unser nebenstehendes Bild zeigt das Mont-Blanc-Massiv von Chamonix aus gesehen.



Neue Einheitskleidung für Bergleute

Das preußische Wirtschaftsministerium hat neue Vorschriften über die bergmännische Kleidung erlassen, die die alte bergmännische Tradition wieder aufleben lassen. Unser nebenstehendes Bild zeigt von links nach rechts: die bergmännische Uniform der Beamten, die Knappentracht und den sogenannten Bergkittel, der ein einheitlicher Dienstroß für alle Beamte und Angestellte ist. Rangunterschiede werden lediglich auf den Spiegeln zum Ausdruck gebracht.

(Fortsetzung des Romans von Seite 3.)

„Ja, Kind, das ist alles lebig, so wie wir; es gibt nichts anderes; aber der liebe Gott ist überall!“

Klein Wienke hatte ihre Augen fest auf den Boden gerichtet und hielt den Atem an; es war, als sähe sie erschrocken in einen Abgrund. Es war vielleicht nur so; der Vater blickte lange auf sie hin, er bückte sich und sah in ihr Gesichtlein; aber keine Regung der verschlossenen Seele wurde darin kund. Er hob sie auf den Arm und steckte ihre verklommenen Händchen in einen seiner dicken Wollhandschuhe: „So, mein Wienke“ — und das Kind vernahm wohl nicht den Ton von heftiger Innigkeit in seinen Worten — „so, wärm dich bei mir! Du bist doch unser Kind, unser einziges. Du hast uns lieb . . .!“ Die Stimme brach dem Manne; aber die Kleine drückte zärtlich ihr Köpfchen in seinen rauhen Bart.

So gingen sie friedlich heimwärts.

* * *

Nach Neujahr war wieder einmal die Sorge in das Haus getreten; ein Marschfieber hatte den Deichgrafen ergriffen; auch mit ihm ging es nah am Rand der Grube her, und als er unter Frau Elkes Pflege und Sorge wieder erstanden war, schien er kaum derselbe Mann. Die Mattigkeit des Körpers lag auch auf seinem Geiste, und Elke sah mit Besorgnis, wie er allzeit leicht zufrieden war. Dennoch, gegen Ende des März, drängte es ihn, seinen Schimmel zu besteigen und zum ersten Male wieder auf seinem Deich entlang zu reiten; es war an einem Nachmittage, und die Sonne, die zuvor geschienen hatte, lag längst schon wieder hinter trübem Duft.

Im Winter hatte es ein paarmal Hochwasser gegeben; aber es war nicht von Belang gewesen; nur drüben am andern Ufer war auf einer Hallig eine Herde Schafe ertrunken und ein Stück vom Vorland abgerissen worden; hier an dieser Seite und am neuen Rooge war ein nennenswerter Schaden nicht geschehen. Aber in der letzten Nacht hatte ein stärkerer Sturm getobt; jetzt mußte der Deichgraf selbst hinaus und alles mit eigenem Auge besichtigen. Schon war er unten von der Südostecke aus auf dem neuen Deich herumgeritten, und es war alles wohl erhalten; als er aber an die Nordostecke gekommen war, dort, wo der neue Deich auf den alten stößt, war zwar der erstere unverfehrt, aber wo früher der Priel den alten erreicht hatte und an ihm entlang gestossen war, sah er in großer Breite die Grasnarbe zerstört und fortgerissen und in dem Körper des Deiches eine von der Flut gewühlte Höhlung, durch welche überdies ein Gewirr von Mäusegängen bloßgelegt war. Hauke stieg vom Pferde und besichtigte den Schaden in der Nähe; das Mäuseunheil schien unverkennbar noch unsichtbar weiter fortzulaufen.

Er erschraf heftig; gegen alles dieses hätte schon beim Bau des neuen Deiches Obacht genommen werden müssen; da es damals übersehen worden, so mußte es jetzt geschehen! — Das Vieh war noch nicht auf den Fennen, das Gras war ungewohnt zurückgeblieben; wohin er blickte, es sah ihn leer und öde an. Er bestieg wieder sein Pferd und ritt am Ufer hin und her: es war Ebbe und er gewahrte wohl, wie der Strom von außen her sich wieder ein neues Bett im Schlick gewühlt hatte und jetzt von Nordosten auf den alten Deich gestossen war; der neue aber, so weit es ihn traf, hatte mit seinem sanfteren Profile dem Anprall widerstehen können.

Ein Haufen neuer Plag und Arbeit erhob sich vor der Seele des Deichgrafen; nicht nur der alte Deich mußte hier verstärkt, auch dessen Profil dem des neuen angenähert werden; vor allem aber mußte der als gefährlich aufgetretene Priel durch neuzulegende Dämme oder Lahnungen abgeleitet werden. Noch einmal ritt er auf dem neuen Deich bis an die äußerste Nordwestecke, dann wieder rückwärts, die Augen unablässig auf das neugewühlte Bett des Prieles heftend, der ihm zur Seite sich deutlich genug in dem bloßgelegten Schlickgrund abzeichnete. Der Schimmel drängte vorwärts und schnob und schlug mit den Borderhufen; aber der Reiter drückte ihn zurück; er wollte langsam reiten, er wollte auch die innere Unruhe bändigen, die immer wieder in ihm aufgor.

Wenn eine Sturmflut wiederkäme — eine, wie 1655 da-gewesene, wo Gut und Menschen ungezählt verschlungen wurden — wenn sie wiederkäme, wie sie schon mehrmals einst gekommen war! — Ein heißer Schauer überrieselte den Reiter — der alte Deich, er würde den Stoß nicht aushalten, der gegen ihn heraufschöffe! Was dann, was sollte dann geschehen? — Nur eines, ein einziges Mittel würde es geben, um vielleicht den alten Roog und Gut und Leben darin zu retten. Hauke fühlte sein Herz stillstehen, sein sonst so fester Kopf schwindelte; er sprach es nicht aus, aber in ihm sprach es stark genug: „Dein Roog, der Hauke-Haien-Roog müßte preisgegeben und der neue Deich durchstochen werden!“

Schon sah er im Geiste die stürzende Hochflut hereinbrechen und Gras und Klee mit ihren salzen schäumenden Gischt bedecken. Ein Sporenstich fuhr in die Weichen des Schimmels, und einen Schrei ausstoßend, flog er auf dem Deich entlang und dann den Aft hinab, der deichgräßlichen Werste zu.

Den Kopf voll von innerem Schrecknis und ungeordneten Plänen kam er nach Hause. Er warf sich in seinen Lehnstuhl, und als Elke mit der Tochter in das Zimmer trat, stand er wieder auf und hob das Kind zu sich empor und küßte es; dann jagte er das gelbe Hündlein mit ein paar leichten Schlägen von sich. „Ich muß noch einmal droben nach dem Krug!“ sagte er und nahm seine Mütze vom Türhaken, wohin er sie eben erst gehängt hatte.

Seine Frau sah ihn sorgvoll an: „Was willst du dort? Es wird schon Abend, Hauke!“

„Deichgeschichten!“ murmelte er vor sich hin, „ich treffe von den Bevollmächtigten dort.“

Sie ging ihm nach und drückte ihm die Hand, denn er war bei diesen Worten schon zur Tür hinaus. Hauke Haien, der sonst alles bei sich selber abgeschlossen hatte, drängte es jetzt, ein Wort von jenen zu erhalten, die er sonst kaum eines Anteils wertgehalten hatte. Im Gastzimmer traf er Ole Peters mit zweien der Bevollmächtigten und einem Roogeinwohner am Kartentisch.

„Du kommst wohl von draußen, Deichgraf?“ sagte der erstere, nahm die halb ausgeteilten Karten auf und warf sie wieder hin.

„Ja, Ole“, sagte Hauke; „ich war dort; es sieht übel aus.“

„Uebel? — Nun, ein paar hundert Soden und eine Bestückung wirds wohl kosten; ich war dort auch am Nachmittage.“

„So wohlfeil wirds wohl nicht abgehen, Ole“, erwiderte der Deichgraf, „der Priel ist wieder da, und wenn er jetzt auch nicht von Norden auf den alten Deich stößt, so tut ers doch von Nordwesten!“

„Du hättest ihn lassen sollen, wo du ihn fandest!“ sagte Ole trocken.

„Das heißt“, entgegnete Hauke, „der neue Roog geht dich nichts an; und darum soll er nicht existieren. Das ist deine eigene Schuld! Aber wenn wir Lahnungen legen müssen, um den alten Deich zu schützen, der grüne Klee hinter dem neuen bringt das übermäßig ein!“

„Was sagt Ihr, Deichgraf?“ riefen die Bevollmächtigten; „Lahnungen? Wie viele denn? Ihr liebt es, alles beim teuersten Ende anzufassen.“

Die Karten lagen unberührt auf dem Tisch. „Ich wills dir sagen, Deichgraf“, sagte Ole Peters und stemmte beide Arme auf, „dein neuer Roog ist ein fressend Werk, was du uns gestiftet hast! Noch laboriert alles an den schweren Kosten deiner breiten Deiche; nun frißt er uns auch den alten Deich, und wir sollen ihn erneuern! — Zum Glück ist's nicht so schlimm; er hat diesmal gehalten und wird es auch noch ferner tun! Steig nur morgen wieder auf deinen Schimmel und sieh es dir noch einmal an.“

Hauke war aus dem Frieden seines Hauses hierher; gekommen; hinter den immerhin noch gemäßigten Worten, die er eben hörte, lag — er konnte es nicht verkennen — ein zäher Widerstand; ihm war, als fehle ihm dagegen noch die alte Kraft. „Ich will tun, wie du es rätst, Ole“, sprach er; „nur fürcht ich, ich werd es finden, wie ich es heute gesehen habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Noch'n Feiertag

De Vergaßlichkeit

Von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

Dr Gemeindevorstand von M. (Dorf mit großen Wald-
besitzend'n un viel Einwohn'r'n) war allezeit stark beschäftigt; denn
'r hat nett nár viel Pflícht'n in senn Beruf ze dríll'n, ('s war
noch virn Weltkrieg) 'r hat aa viel, viel Schreiberei un Wag,
weil 'r alles ze regeln hat, wos mit dann grúß'n Waldbesitzend'n
in Beziehung schtand, zemohl in dar legt'n Zeit viel ohgeholzt
war wurn.

Dar Ahne beschtellet enn Wong Reifig; dr Ann're e Fud'r
Schtöckholz; dr Dritte enn Wong Shtammrolln un esu giengs
fort.

Nu hat obr dr Gemeindevorstand aa viel mitn Amtshaupt-
maaschaft ze drleding; emohl wurn vun dr Amtshauptmaaschaft
de militárischen Shtammroll'n vun Gemeindevorstand (Preißl'r
hieß'r) aageford'rt; 'r kam obr nett geleich drzu un im Brief war
aa net geschand'n, doß die Sach dring'nd war. —

Bei dar viel'n Arbett mit dann Dorfwald kam dr Brief von
Amtshauptmaaschaft in dr B'rgass'nhaat.

Do kam offs neie die briefliche Afrog von dr Amtshaupt-
maaschaft, wu dáh die aageford'rt'n Shtammroll'n blieb'n? Do
dr Gemeindevorstand gerode fir enn Rund'n enn mittl'r'n
Wong Shtammroll'n aus'n Gemeindewald auflood'n hat loss'n,
dar ze Mittig (Mittag) ogehuhlt sollt war'n, do ließ'r die auf-
geloodeenen Shtammhölz'r geleich arscht zun Amtshauptmaas-
fahrn, weil'r anahm, doß dar aa sette Shtammroll'n hoom wollt.

Dr Amtshauptmaaschaft war nett garschtig drshtaut, wie dar
Fuhrmaas maldet, hier schicket dr Gemeindevorstand Preißl'r
die gewünscht'n Shtammroll'n.

„Warten Sie ein paar Minut'n“ saht'r zun Fuhrmaas un
gieng in sei Zimm'r, wu 'r arscht emohl harzlich in sich nei lachtet
un nochert schrieb 'r geschwind off en Zettel: „Seit wann schickt
man denn die militárischen Stammrollen auf einem Leiter-
wagen?“

Dos war e gelinde Schtrofpredigt; un nochert schleket 'r
dann Zettel in enn Umschloog un mit dann Worten: „Geben Sie
das dem Herrn Gemeindevorstand Preißler und sagen Sie ihm,
es sei ein Irrtum, ich könnte diese Art Shtammrollen nicht ge-
brauchen.“

Dr Gemeindevorstand is bei dar Noochricht ball in Ohn-
macht gefall'n; na, doß sollt ne nett wieder passiern. Ja, ja,
die liebe B'rgaßlichkeit! —

D'r Fiskup

(Nachdruck verboten.)

Ich waß gar net, wos mit mir is!

'ch bie außer Rand un Band.

In mir do kocht's — álls gieht d'rquar,
es is ne wahre Schand.

Ne ganzn Tog sauß' iech rimhar;

doch iech kumm net vun Flack —

statt vurwarts, do will's rückwärts gieh:

Nu hot doch nisch ken'n Zwack. —

Mei Kup macht egal Dauerlauf;

'ch namm noch 'en Strick un häng mich auf!

Hul' in dr Eil iech wos anzu,

renn' iech statt nauf, 's Ding no.

Un leg'ch mei Warkzeig aus dr Hand,

waß iech net, wu iechs ho.

E' Stammel Holz! — Schneid' iech's antzwa,

kumm' iech nei in 'en Aft.

Will iech fort mit dr Eisenbah',

hob' iech ne Zug verpaßt.

Ja, manch'n Tog find' iech net raus,
soll iech mieh „ahzieh“ oder „aus“.

Stell' iech an Baam de Letter¹⁾ ah,
odr pug' iech Uf'n aus,
dauert's kaa Läng, schu lieg'ch d'rnaam,
jah' wie dr Teisl aus.

Seß' iech de grúße Hauslist' auf,
hob'ch „Fraa“ als „Maa“ geschriebl.
Schraub' iech ne Wecker off dr „zwelf“,
wann weckt'r? Frúh halb „siebn“.

Ja, weil en'n kaamol wos gelícht,
do denkt mer sei, 's macht en'n verrícht!

Do neilich rúhr' iech in 'en Fack
paar Maß'n Kallich²⁾ ei.

Off ahmol jah' iech zu men Schrack,
doß Fader'n³⁾ drinne sei.

Ich denk, mei Fraa zerplagt vr Gift,
wie die dan Mitschmatsch sieht.

„Maa,“ schreit se, „su a Dööskup bluß!

Doch, 's is dos alte Lied:

U Schof bleibbt Schof — ah wenn mersch drícht!

Bei dir, Fiskup', hilfst alles nisch!

Jüngst mach' iech 's Hühnerfanster zu,
un loss' doch 's Tárk⁴⁾ auffstíeh'!!

Frúh is haltig kaa Henn' ze jah:

Mei Fuchs dar hatt se schie!

Wie a wilds Viech — laaf, wos de kaast —
renn' iech zun Stabruch naus.

Wos hatt'ch zun Zuschloog'n⁵⁾ in dr Hand:
'en grúß'n „Blumestrauß“. — —

Mer muß manchmol raa „tuttních“⁶⁾ sei!

Es fahlt net viel — do frießt mer „Hei“⁷⁾.

Bies' ging mersch an de Feiertog:

'ch mach' neie Glühbárrn auf!

Doch, wos passiert? De nei'n „zerpoch'ch“ —
de „alten“ schraub' iech drauf.

U Stund' drauf kimmt de Mahlsfook-Christ,
hult sich 'en Mártenbaam:

Ich Kalb, war' für a Dreimarkstück

off „5 Mark“ — wiedergaab'n!!

Ja, in dr Kaasche gieht dos flugs! — —

Kaa „Kalb“ is mer! Mer is a „Uchs“⁸⁾!

Will mer siech awos schu überlegn,

's gieht net: Mer kimmt in Druck,

un schíft — weil mersch net loss'n kaa —
doch wieder Buck off Buck.

Mer ward in Laam halt net „gescheit“,
troß all sen'n Mißgeschick.

Ich denk, ich brach' bei dan Gefíß

off drleht ah noch — 's Geníck.

Un naaln⁹⁾ se mir ne Sarg net zu,

do find' iech ah in Grob kaa Ruh. — —

Su hot mer aam sei liebe Rut

mit siech — sei Laabestog.

Tausenderlaa gieht en'n durchn Kup,

dos is — waß Gott — 'ne Blog.

Un freegt mer'n Dokter, wos do hilft,

spricht dar: „Do hilft bluß Ruh!“

Obr annre Baa, 'en annern Kup

git dar en'n net d'rzu. — —

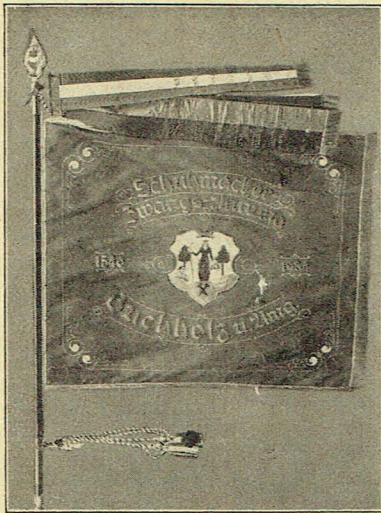
Nu — wenn's net is — do loss' mersch aam!

Git's „sitte“, muß's aah „fettche“ gaam¹⁰⁾.

Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ Leiter; ²⁾ Kalk; ³⁾ gesammelte Bettfedern; ⁴⁾ Türchen; ⁵⁾ Waffe
zum Zuschlagen; ⁶⁾ verböhrt, verdreht; ⁷⁾ Heu; ⁸⁾ ein Ochse; ⁹⁾ nageln;
¹⁰⁾ auch solche geben.

Zum bevorstehenden Tag der Arbeit im Erzgebirge



bringen wir als Vorschau heute einige Bilder, die sinngemäß auf die Bedeutung des Tages hinzuweisen vermögen. Wir zeigen nebenstehend (rechts und links) die beiden Seiten der am 15. April geweihten **Fahne der Schuhmacher-Innung Buchholz u. Umg.**, deren Wahlspruch auch uns für den 1. Mai symbolisch werden möge:

„Solang das deutsche Handwerk blüht,
blüht auch das deutsche Land!“

Als wenn Hans Sachs, der Meisterfinger, zu uns

spräche, uns jedes dieser Worte mit fröhlichem Hammerschlag bei seiner Arbeit einhämmern wollte. Wir wissen ja:

„Hans Sachs war ein Schuhmacher und Poet dazu“

und wem anders galten Lob und Preis seiner Lieder, als dem deutschen Land, dessen Blühen und Gedeihen eben von einem gesunden Handwerkerstand abhängig ist. Das hat auch Adolf Hitler erkannt und hat dem Handwerk in dem Tag der Arbeit einen Ehrentag gesetzt. So trug man schon im vorigen Jahr

die Innungsfrühe und die Läden der Innungen im Festzug mit. Nicht zuletzt ist die Bedeutung des im hohen Ansehen stehenden Handwerkes aber auch in der Feier der Fahnenweihe der Buchholzer Schuhmacher-Innung am 15. April 1934 in markigen Worten zum Ausdruck gekommen. Die Berufskollegen aus den Schmaltaldörfern, die

der Innung angehören, aus Annaberg, Scheibenberg usw., waren erschienen, auch ein Abgesandter des Sächs. Landesverbandes aus Dresden, Abgeordnete der übrigen Handwerke etc. In dem Grußwort des Obermeisters der Innung des Pg. R. Lorenz wurde die Bedeutung des Handwerkes auch in unserer Zeit so recht offenbar. Des Reiches Niedergang in den Nachkriegsjahren war auch für das Handwerk von schlimmen Folgen. Der Redner erinnerte daran, wie sich die politischen Parteien als Bevormunder des Handwerkes aufspielten. In diese düstere Stimmung hinein leuchtete der 1. Mai des Jahres 1933. Man marschierte in treuem Bekenntnis zu Adolf Hitler im Festzug mit und wußte, daß auch für das Handwerk die Zeit des Niederganges beendet sei. So blicke man denn auch diesmal voll Zuversicht und Hoffnung dem 1. Mai entgegen, für den sich nun

auch das ganze Erzgebirge in Stadt und Land rüstet. Mit dem Beginn der Berufswettkämpfe der Jugend hatte dieses Rüsten auf den 1. Mai eigentlich schon angefangen. In allen Werkstätten waren die Lehrlinge, die Jünger des kommenden Handwerkesgeschlechtes, fleißig bei der Arbeit, die ihnen gestellten Prüfungsarbeiten nach bestem Können fertigzustellen. Die Jugend muß das Erbe handwerklicher Tradition ja übernehmen, so ist es immer gewesen seit der Ueberlieferung der Gilden und Zünfte. Sie haben es ernst gemeint, die alten Meister von damals, mit der Verwaltung ihres Erbes. Vergilbte Pergamente melden von der Furcht, daß das Vermächtnis in falsche unwürdige Hände gelegt werden konnte. Von ehrlicher Geburt mußten die Lehrlinge sein, kein Makel durfte an ihnen und ihren Familien haften, heilig war das Gelöbnis unverbrüchlicher Treue und Ehrlichkeit, das sie vor geöffneter Lade mit Handschlag bekräftigten. Lehrjahre sind keine Herrenjahre — die Bedeutung dieses Sprichwortes lernte die Jugend des Handwerkes damals kennen.

Sie soll das auch im Dritten Reich wieder empfinden lernen, deshalb wurde sie aufgerufen zu den Berufswettkämpfen der deutschen Jugend in Stadt und Land. Beistehendes Bild zeigt Jungbauern auf dem Land, die auch an dem Berufswettkampf der Bauernjugend teilnehmen. Mit starker Hand wird die blanke Pflugschar geführt, das deutsche Land tief aufgerissen, um das



Jungbauern im Berufswettkampf

Samenkörnlein zu empfangen für eine neue Frucht, für eine neue Ernte. Nur durch der Hände Arbeit wird dem Volke wieder Brot wachsen. Es geht nicht an, im süßen Nichtstun zu verharren und ohne Arbeit Nahrung zum Leben zu finden. Ein urewiges Gesetz Gottes ist darin verankert. „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen“. Tag der Arbeit ist freilich alle Tage des Jahres für uns werttätige Menschen, einmal aber dürfen wir in der Woche besinnlich ausruhen und Kraft und Segen uns erbitten für das neue Schaffen. Zu diesen Sonntagen des Jahres kommt nun im Dritten Reich der Feiertag der Arbeit für alle. Innungen und Gewerke sollen an ihm zusammengeführt werden, Arbeiter der Stirn und der Faust sollen zusammen kommen. Unter ihrem Tun und Schaffen erblühe das deutsche Land fort und fort. Glückauf! S. Sdl.